

Medientagebuch

Irritierend: „Merton“,
das Netzmagazin
des Stifterverbands

Aufregend ist dieser Club nicht gerade. Und so war es bisher auch mit dem Mitgliederheft des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft. Das Magazin namens *Wirtschaft & Wissenschaft* landete auf den Schreibtischen von BMW, Deggussa, Eon und so weiter, denn der Stifterverband besteht quasi aus forschungsinteressierten Dax-Unternehmen. Wahrscheinlich verschwand es fix in den Schubladen der Vorstände.

Aber jetzt wird alles anders. Und zwar wegen online und Netz und so. Der sonst sehr ausgeruhte Stifterverband hat ein aufregendes Netzmagazin namens *Merton* aus der Taufe gehoben. „Möglichst gute Geschichten“ wollen die Stifter erzählen, junge Wissenschaftler porträtieren, überhaupt alles, was mit Bildung und Erkenntnis zu tun hat, auf eine ganz neue Art visualisieren. „Personalisiertes Storytelling“, fabulieren die Stifter. „ruft geradezu nach Bilderstrecken, nach Audio- und Videoinhalten, die das geschriebene Wort ergänzen und vertiefen.“

Das ist das übliche Phrasenfeuerwerk, das im Online-Treibsand versinkende Printtitel abschießen, wenn sie ankündigen, sich an den eigenen Haaren aus dem Schlamassel ziehen zu wollen. Im Unterschied aber zu den Blättern, bei denen es um ihr und das nackte Überleben einer ganzen Zeitungskultur geht, ist *merton-magazin.de* auf Rosen gebettet. Denn das üppige Magazin – das übrigens so gut wie kein multimediales Storytelling betreibt – ist billiger als die langweilige Printausgabe. Obendrein hat *Merton* ja den halben Dax hinter sich. Die eingekauften Kolumnisten – unter anderem die Tech-Schriftstellerin Kathrin Passig und der Netz-Lern-Darling Gunter Dueck – berichten von ordentlichen Honoraren.

Was man sich allerdings Sorgen machen muss, ist die journalistische Qualität. Die ersten Strecken im Magazin 2.0 sind, freundlich gesagt, irritierend. Da wird die Lobbyistin des Computerspielerbands Game gerade so interviewt, als wäre der Gesprächspartner ein Mikrofonständer. Linda Breillauch kann ungestört von Zwischenfragen ausbreiten, wie fantastisch Computerspiele fürs Lernen sind. Der Hinweis, dass Breillauch Interessenvertreterin ist, fehlt. Auch ein Interview mit Bahnchef Rüdiger Grube findet sich – es dürfte der Auftakt einer Reihe sein, die den Namen tragen könnte: Ältere Herren aus der Stifterverbands-Blogs erzählen Dönekens.

Den Vogel aber schießt jemand ab, der „sich seit vielen Jahren autodidaktisch mit Soziologie, Philosophie, Wirtschaft und Politik“ befasst. Der Mann widmet sich den Professoren-Watch-Blogs. Diese Blogs gibt es praktisch nur in einer Erscheinungsform – als Kritik- und Difamierungskolumnen, und zwar anonym. Studierende, die im Seminar nicht die Traute haben, ihre *dissenting votes* abzugeben, laden zu Hause vor dem Rechner ihren Frust ins Netz. Aber, staun, bei *Merton* liest sich das nun ganz anders. Hier ist das anonyme Anprangern plötzlich der „Ort der Habermas'schen herrschaftsfreien kritischen Auseinandersetzung.“ Und das Seminar, in dem sich die Studierenden nicht äußern, „ein Ort der einseitigen frontalen Ausbildung, der gekränkten Eitelkeiten, der unterschwelligen Angst aufgrund von Leistungsdruck und der Machtspiele um Deutungshoheiten“. Interessante Meinung. Aber primär ist es ein Zeichen bevorstehender Spaltung: Der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft hat sich ein Ei ins Nest gelegt, das seine Corporate Identity bald gründlich in seine Bestandteile zerlegen könnte.

Christian Füller



Sockel, Perücke, Modellkopf:
„Die Testperson verhielt sich
ungewöhnlich ruhig“ (2007).
Motor, Verdampfer, MP3-Player:
„Don't Cry“ (2015)

Foto: Via Lewandowsky / Bild-Kunst Bonn, 2016

blieb unverehrt. Stehend auf Kunstrasen steckt ein Fernsehbildschirm den Zuschauern die Zunge heraus. Auf einer erzbirgisch anmutenden Werkbank werden neben Holzherzen auch Selbstmordattentäter produziert – in Form von Pyramidenfiguren. Die Bank gehörte Lewandowskys verstorbenem Vater, die Figuren hat er im Auftrag seines Sohns produziert. Und neben einer mit Raufaser tapetierten Wand steht ein Einweckglas, darin: die Fasern

Die Kunst löst
kein Problem,
deswegen ist
Ai Weiwei nur
anmaßend

von entfaserter Raufasertapete. Lewandowskys Arbeiten eint ihre Uneindeutigkeit. Konsequenter verzichtet die Ausstellung auf eine erläuternde Textebene im Raum. Der Künstler selbst hat nur kurze Kommentare in einem Booklet verfasst, das die Besucher kostenlos an der Kasse bekommen. Im Fall der an einem wackligen Gerüst installierten überdimensionalen Buchstabenfolge „SIEG“ enthält es wichtige Hintergrundinformationen: Bis 1987 strahlte die Parole „Der Sozialismus siegt“ von einem Dresdner Hochhaus, schon 2005 hat Via Lewandowsky sie rekonstruiert und die Leuchtschrift nun durch radikale Reduktion verändert. „In einer Form politischer Archäologie wird damit auf diesen Schriftzug 47 Jahre nach seiner Installation endlich eine Antwort gegeben: Sieg.“

Zur derzeitigen Situation in Dresden eine Arbeit zu produzieren, würde Lewandowsky als arrogante Geste empfinden. „Ich bin außerdem kein Enthusiast, der glaubt, dass Kunst gesellschaftliche Probleme beeinflussen könnte“, sagt er. Gerhard Richter im Dresdner Albertinum hängende Bilder, die auf vier von einem Häftling im Konzentrationslager Birkenau aufgenommene Fotografien zurückgehen, oder neulich Ai Weiwei, der das medial vielfach reproduzierte Bild eines ertrunkenen geflüchteten Jungen nachstellte, empfindet er als anmaßende und strategische Geste. „Da werde ich Moralist und denke, dann kannst du auch gleich liegen bleiben.“

Via Lewandowsky versteht sich keineswegs als politische Kommentarmaschine. Doch seine von der deutsch-deutschen Geschichte geprägte Biografie (noch im September 1989 fand er in Westberlin Schutz vor Stasi und Volkspolizei) scheint ihm in seiner Arbeit durchaus zu motivieren: Die Glaubwürdigkeit des Alltags, die Autorität des präsentierenden Museums und die des ausstellenden Künstlers sollen immer angezweifelt werden.

Hokuspokus Via Lewandowsky Museum der bildenden Künste, Leipzig, bis 29. Mai

Falsche Fährten

Ausstellung Via Lewandowskys Arbeiten verweigern die große moralische Geste. Gerade deshalb schärfen sie den Blick für die Tücken des Alltags

■ Sarah Alberti

Ein Baseballschläger liegt zuckend auf einem Sockel, aus einem Megafon tönt lautes Rauspern, und in einer modelleisenbahngroßen Schneelandschaft klafft ein schwarzes Loch. Zwischen gesichtslosem, dichtem Haar lugt ein Scheitel hervor, während ein Kassettenrekorder farbigen Rauch versprüht. Die Ausstellung *Hokuspokus*, die 60 Arbeiten des Künstlers Via Lewandowsky im Museum der bildenden Künste in Leipzig versammelt, eröffnet mit narrativen Absurditäten und technisch ausgeklügelten Objekten.

Titel wie *Die Farbe aus dem Universum* oder *Die Testperson verhielt sich ungewöhnlich ruhig* geben den Objekten zusätzlichen Inhalt und Witz. Die Einordnung in etablierte Schubladen der Kunstwelt scheitert dennoch. Präsentiert auf weißen Sockeln kommen die Sinnbilder museal daher, hinterfragen aber zugleich ihren Ausstellungs-

wert: Eine Vitrine ohne Inhalt ist in sich zusammengerutscht, in einer anderen steht ein Modell des Sockels, auf dem wiederum ein Sockel steht – die Präsentationsform wird zum Kunstobjekt.

Fasern entfaserter Raufaser

Hokuspokus ist zwar keine Retrospektive, gleichwohl vereinen die ausgestellten Arbeiten aus den vergangenen zehn Jahren formale wie inhaltliche Schwerpunkte des 1963 in Dresden geborenen Künstlers. Der Katalog liefert mögliche Kategorien: Aura, Wunder, Fetisch, Höhere Gewalt, Huldigung. Vor allem wirken die häuslichen Settings, die in ihrer Bühnenhaftigkeit auch auf die Biografie des in Berlin lebenden Künstlers verweisen.

In Dresden studierte er in den 80ern Bühnenbild, im vergangenen Jahr gestaltete er eines für Leander Haußmann am Berliner Ensemble. Im Leipziger Museum sind es Störfaktoren, die den Blick fürs Alltägliche schärfen: Ein Feuer hat den gedeckten Tisch in Brand gesetzt, doch die Sitzgruppe

tamentarischen Buchs Kohelet aus 80 Lautsprechern, unterbrochen von summenden Fliegen und raschelnden Taschen. Eine digitale Anzeigtabelle verweist auf eine Warteraumstation.

Doch die Zahlen bewegen sich im alltagsuntauglichen Tausendbereich, sie folgen ohne Logik aufeinander: 9613, 4588, und dazu klingt im Ohr: „Was geschehen ist, wird wieder geschehen.“ Eine Aussage, die sich aus dem Entstehungskontext der Installation erklärt: 2011 konzipierte Via Lewandowsky sie für das Jüdische Museum in Berlin. So aufgeladen ist es, so banal wirken zunächst die häuslichen Settings, die in ihrer Bühnenhaftigkeit auch auf die Biografie des in Berlin lebenden Künstlers verweisen.

In Dresden studierte er in den 80ern Bühnenbild, im vergangenen Jahr gestaltete er eines für Leander Haußmann am Berliner Ensemble. Im Leipziger Museum sind es Störfaktoren, die den Blick fürs Alltägliche schärfen: Ein Feuer hat den gedeckten Tisch in Brand gesetzt, doch die Sitzgruppe

Der letzte große Dadaist

Musik Auf den Ruinen von Bachs Goldberg-Variationen inszeniert Jacques Palminger ein Fest der Gelassenheit

■ Timon Karl Kaleyra

Keine Angst haben, sich nicht kaputt machen lassen von den Herausforderungen der Flüchtlingskrise, den eskalierenden Debatten, dem wütenden Mob – das ist in diesen Tagen eine verwegene Aufforderung. Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler nannte einen solchen Zustand, in dem scheinbar überlebensgroßen Katastrophen mit einer gewissen Unaufgeregtheit begegnet wird, kürzlich eine Haltung „mürrischer Indifferenz“. Wer mürrisch indifferent bleibt, fordert weder Notstandssetzungen, noch verfällt er Populisten.

Wie so eine Einübung in Gelassenheit praktisch aussieht, das sollten wir vom Hamburger Musiker, Lyriker und Schauspieler Jacques Palminger lernen. Palminger, der unter anderem in der revolutionären Band Dackelblut spielte, brillante Solo-

platten veröffentlichte und mit Heinz Strunk und Rocco Schamoni das Studio Braun erfand, dieser Jacques Palminger hätte vergangenen Sonntag in den Roten Salon der Berliner Volksbühne geladen. Gemeinsam mit dem Jazzmusiker Lieven Brunckhorst (Blumfeld, Jan Delay) und dem Psychoakustiker Jörg Follert inszenierte Palminger auf den Ruinen von Johann Sebastian Bachs Goldberg-Variationen eine Art lyrischen Gesamtkunstmusical.

Gleich in der ersten der frei vorgetragenen Geschichten offenbarte sich das Mantra des Abends. Ein zufällig herbeigetriebener Glückskeks gab darin preis, was Palminger mehrere Male wiederholen wird: „Die Angst ist in ihrem Innern hohl, und nichts umgibt sie.“ *Here we go*, am besten ruft man es sich ein Leben lang zu. Auf Gitarre, Saxofon, Querflöte und Konzertflügel spielte Brunckhorst zu den Miniaturen, Analysen und Beschwörungen immer wieder Fragmente aus den Variationen; stark ver-

zögerte, frei interpretierte, doch immer erkennbar bleibende Versatzstücke aus Bachs Komposition. Palmingers größte Gaben sind eine messerscharfe Sprache sowie ein Denken in uneingeschränkten Möglichkeitsräumen. Die Texte beginnen voraussetzungslos, spannen dann aber einen weltumfassenden Bogen. Der Mensch, die Ideale, das Andere.

Ein Reh ausbeinen

Einmal imaginieren wir uns in einen Schützengraben, wo ein Soldat sich mit einer explodierenden Handgranate wärmt, ein anderes Mal befinden wir uns in einem Kreditinstitut („die einzige Raucherfiliale mit Ausschank“), in der ein Bankangestellter, ein Reh ausbeint, sich hinter einer riesigen Goldmünze versteckt und fragt: „Wie viele Seiten hat eine Medaille?“ Das all diese segensreiche Pointenlosigkeit der Leistung ist, dass man seinen Sitznachbarn pau-

senlos schlagen möchte, liegt auch ein Palmingers strengem Stil und seiner Diktion, die den bloßen Effekt des Ironischen so gut es geht in die Schranken weist. Man könnte Palminger im Jahr 100 nach Hugo Ball auch den letzten großen Dadaisten nennen. In der finalen Geschichte des Abends mahnt er das Publikum, selbst im Angesicht der größten Katastrophe (ein Freund stirbt durch ein herabstürzendes Flugzeug) nicht wütend zu werden: „Wir sollten nicht murren, uns nicht einmal wundert!“

Der ganze Abend ist ein meditativer, beherrzter Kraftakt gegen Angst, Besorgnis und Wut. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass in Hamburg keine 24 Stunden zuvor der berühmte Golden Point Club von Palmingers Freund Rocco Schamoni in Flammen aufging; einer der letzten utopischen Orte, an denen ebenfalls alles möglich war. Wenn wir Jacques Palminger richtig verstanden haben, sollten wir uns darüber nicht wundern.

KLEINANZEIGEN

Kur an der poln. Ostseeküste in Bad Kolberg!
14 Tage ab 399 Euro! Hausbuchung inkl. Hotel
Tel.: 0048943556210 - www.kurhotelwawgangaria.pl